



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eimer, Manfred: Mängel der nationalen Kindererziehung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mängel der nationalen Kindererziehung

Von Prof. Dr. Manfred Eimer (Freudenstadt)



icht nur die nationale Erziehung des künftigen Wehrmannes und Beamten muß auf versöhnlichen Zusammenhalt aller Deutschen hinwirken, sondern auch die Erziehung des Kindes, und zwar beiderlei Geschlechts, muß darauf eingestellt werden. — Man hat dabei weniger an die Kindererziehung in solchen Familien zu denken, die parteipolitisch eingestellt sind und nach dem Parteikodex urteilen. Was hier betont werden soll, ist die Unvernunft der Erziehung der Kinder im Sinne der ererbten Vorurteile zwischen Süd und Nord, zwischen Nicht-Preußen und Preußen.

In Preußen, wo man sich bedeutend mehr mit dem Reich identifiziert, als anderswo, weiß man weniger von der traurigen Gespaltenheit unseres deutschen Volkes. Jedenfalls ahnt man dort nicht, wie viel Anteil daran die sehr bestimmten Einflüsse törichter Erziehung haben.

Es gibt ja auch nicht wenige Landschaften in Preußen, wo es überkommene Überlieferung ist, Berlin und die Berliner nicht leiden zu können, — auch wenn man nicht besonders viel mit ihnen in Berührung gekommen ist. Aber in noch viel weiterem Umfang ist dies, verstärkt durch eine ererbte Gehässigkeit gegen Preußen als den Staat der schroffen Ordnung, und gegen alles Preußische, was diese Schroffheit an sich hat, in den meisten anderen nord- und mitteldeutschen Ländern der Fall.

Gehen wir aber nach Süddeutschland, so wird neben blinder Abneigung gegen Berlin und neben offener Gehässigkeit gegen das beherrschende Preußen und alles Preußische auch noch eine mit Geringschätzung gemischte Ablehnung überhaupt alles Norddeutschen deutlich.

Partikularismus, eine beträchtliche Dosis Eigendünkel, Eifersucht, Unkenntnis und aus allem diesem zusammengesetzte Vorurteile diktiert diese Ablehnung von allem, was von nördlich des Maines kommt. Das wird mit einem Donnerwort im Ramsch als unzulänglich oder unsympathisch abgetan.

Solche Gegensätze werden bewußt gepflegt, aber ohne jede abwägende Überlegung. Und so werden sie zu einem unheilvollen Erziehungsmoment.

Süddeutschland, welches 1866, mit Osterreich verbündet, aus freien Stücken gegen Preußen zu Felde zog, ist bekanntlich überaus glimpflich davongekommen. Aber das ist längst vergessen, während die Feindseligkeit wegen des verlorenen Prozesses seitens der Angreifer übrig geblieben ist, wie das ja auch im Privatleben der Fall zu sein pflegt. Überdies stammt von 1866 her die Angst vor der preußischen Anneziionslust, obschon diese deutlichst an den süddeutschen Grenzen Halt machte, und obschon sie auch seit der Reichsgründung politisch gänzlich gegenstandslos geworden ist.

Daß Preußen im Reich mehr Einfluß hat, ist ganz natürlich. Vierzig Millionen von etwa sechzig wirken sich selbstredend aus. Aber das erzeugt Eifersucht bei den anderen, und so ist denn auch die wahre Quelle der Beklemmung

durch Preußen und der Preußenfeindschaft Eifersucht; auch deshalb, weil die Reichshauptstadt — leider — zugleich die preußische ist.

Ganz besonders zeigt sich diese Eifersucht in der Geringschätzung, mit der im Süden über alles Preußische geurteilt wird. Dabei vergißt der Sprechende völlig, daß es sich dabei, wie gesagt, um vierzig Millionen Deutsche handelt. Der Eifersüchtige sieht allerdings selten den Balken in seinem eigenen Auge, wenn er Splitterrichter ist, und daher sucht man im Süden mit Eifer nach Splintern, um Preußen „eins anzuhängen“. In Preußen und im Norden ist überhaupt „nichts“ gut; im eigenen, nicht-preußischen Lande natürlich alles besser bis vortrefflich. In Preußen „kann man“ nicht leben; dort ist die Wüste. Besonders seit dem verlorenen Krieg ist nichts mehr für Preußen zu retten; es ist „Schuld“ an allem Unglück. Freilich, die Person des Kaisers! . . . Aber auch die preußischen Soldaten „taugten nichts“. Auch die Markwährung „taugt nichts“, seitdem man nur noch Papiergeld sieht; das ist eine Reichseinrichtung, die, wie alle Reichseinrichtungen, „preußisch“ und ein Ausfluß der „preußischen Diktatur“ ist. Die Reichseisenbahn — die sich in ihren neugeschaffenen Generaldirektionsbezirken noch kaum hat umschauen können — „leistet“ viel weniger als die früheren Staatsgeneraldirektionen. Ebenso ist es mit der Post, seitdem die Postbeamten nicht mehr Landesbeamte sind. Es „fehlt“ überall; die Reichsdruckerei „arbeitet schlecht“, und man steht dabei „machtlos“ unter dieser „Diktatur“.

Jede objektive Betrachtung und jede wohlwollende Berücksichtigung der vieles erklärenden mangelhaften Zustände seit dem Kriege fehlt.

Ganz besonders betrübend ist es, wenn Frauen sich von solchen Gehässigkeiten und Vorurteilen leiten lassen. Die Ramschurteile über Preußen und Norddeutschland nehmen sich besonders im weiblichen Munde schlecht aus. Nicht nur, weil sie oft noch weniger Überlegung und entsprechende Kenntnisse verraten als das herkömmliche Gewetter der Männer, sondern weil man sich fragt: kennt diese Frau, die da so wütend über Preußen loszieht, dieses Land und seine Leute denn überhaupt? In den meisten Fällen wird diese Frage berechtigt sein. Und was die Leute betrifft, so darf man sich auch hierbei zuversichtlich fragen: Was hat diese Frau denn wohl eigentlich so übles erfahren, daß sie so absprechend, so wild, ja so haßerfüllt — gleich einer Prinzessin aus einem von Preußen entthronten Hause — über diese Preußen herfällt?

Und: in welchem Geiste wird sie ihre Kinder erziehen? Ganz gewiß nicht im Geiste Bismarcks, d. h. im Sinne gegenseitiger Achtung, gegenseitigen Verständnisses, des Taktes und des nationalen Zusammenhaltes. Ganz gewiß nicht im Sinne der Schillerschen Worte: Seid einig! —

Eben dies ist das Traurigste dabei: Kinder glauben, was sie hören. Und wenn sie nichts als Gehässigkeiten hören, so können sie weder begreifen, noch hochachten, noch später, als Erwachsene, im Sinne der Deutschheit denken und wirken. Wir haben es hier mit einer ewigen Krankheit zu tun, deren Ergebnis die berücksichtigten querelles d'Allemagne sind. Daher ist eine Abkehr von dieser Praxis in den Familien eine Pflichtforderung.

Neben Eifersucht krankt die süddeutsche Beurteilung alles Norddeutschen an einem gewissen Dünkel, und dieser führt zu der gern aufgenommenen und weitergetragenen Vorstellung, es mangle dem Norddeutschen an Intelligenz.

Daß der Norden über eine andere Art von Intelligenz verfügt, als der Süden, das hat ein guter Deutscher, der schwäbische Politiker Paul Pfizer, vor bald hundert Jahren in einem besonderen Buche dargetan. Und der Schlesier Wolfgang Menzel, der in Stuttgart lebte, hat gleichfalls die preussische Intelligenz untersucht und ist, gerade was nationale Werte des preussischen Staates und seiner Lenker betrifft, zu sehr günstigen Urteilen gekommen.

Es ist bedenklich — freilich auch öfters spaßhaft, — von welchen Ausgangspunkten aus der Süddeutsche gern versucht, sich selbst urteilsfrei bespiegelnd — dem Norddeutschen mangelnde Intelligenz zuzuschreiben. In gewissen Gegenden des Südens tut man sich auf sein „richtiges“ Denken und ihm entsprechende logisch richtige Sprechweise viel zu gut und reibt sich in diesem Wohlgefühl an der „falschen“ Ausdrucks- und Sprechweise der „Berliner“ (Verwechslung von „mir“ und „mich“, Aussprache des g wie j oder ch, Aussprache der französischen Nasenlaute wie ang, eng, ong u. dgl. Darin sieht der Süddeutsche etwas Minderwertiges, wie denn überhaupt jede „fremde“ deutsche Sprechweise von seinem eigenen Standpunkt aus nicht nur unangenehm „anders“, sondern minderwertig ist.

Dabei ahnt er nicht, wie ungemein sonderbar seine eigene Sprechweise, die stets mundartlich stark belastet ist, allen anderen vorkommt und wie viel Anlaß sie anderen zur Kritik geben könnte. Er ahnt auch nicht, daß fast jede sprachliche Eigenrämlichkeit tiefere Gründe hat und bei anderen gewöhnlich ebensowenig eine „schlechte Gewohnheit“ ist, wie seine eigene. Er hat keine Vorstellung von der sprachgeschichtlichen Berechtigung oder der physiologischen Begründung dieser oder jener Färbung eines Lautes oder eines Wortes in einer ihm fremden Mundart.

So kann man im Süden die Verwendung des Ausdruckes „Sonabend“ als die einer törichten Zusammensetzung bekritteln hören, gegenüber der verstümmelten süddeutschen Form „Samstag“ (aus „Sabbathstag“). Dabei entspricht „Sonabend“ genau der Bildung „Christabend“ — die in Süddeutschland gelegentlich verwendet wird (Joh. Peter Hebel, „Die Mutter am Christabend“), — im Verhältnis zum „Christtag“. Überdies ist „Sonabend“ uraltet germanisches Sprachgut und schon im Angelsächsischen und Mittelhochdeutschen nachzuweisen. Es bedeutet: der der Summa geweihte Vorabend ihres Festes = Sonntag. Es ist durchaus nichts daran zu mäkeln; von unlogischer oder gar unrichtiger Bildung ist gar keine Rede!

Und was in Kürze die anderen Beispiele betrifft, die in Süddeutschland zum kritischen Rüstzeug gegen den Norden gehören:

a) „Mir“ und „mich“. Auch der Bayer sagt: „I hob I h n a net g'seg' u“, genau wie der „Berliner“. Und auch andere Volksstämme stehen mit dem dritten und dem vierten Fall auf dem „Kriegsfuß“, d. h., die echte Mundart kennt nicht immer alle vier Fälle der Deklination. Im Alemannischen unterscheidet man nicht den ersten und den vierten Fall: „Ich hab' d'r Vatter nit g'fähn.“ Der Oberbayer fährt „mit die Pferd und den Hund in die Stadt, zu seine Kunden“. Das Oberbayerische berührt sich hier engstens mit dem Plattdeutschen! Er verwechelt allerdings nicht gerade „mir“ und „mich“, wohl aber, wie gezeigt, „Ihnen“ und „Sie“. Dies ist für das Volk eine neuere Unterscheidung statt „Ent“ = Euch. Ebenso dürfte die Verwechslung von „mir“ und „mich“ aus dem

Platt zu erklären sein, wo es, wie im Englischen (me) für beide Formen nur eine gibt (mi). Bekannt ist, daß auch der alte Wrangel, der aus Rügen stammte, nicht damit fertig wurde. Diese Sonderbarkeit ist also keineswegs etwa nur auf Berlin beschränkt, oder ein Ausfluß dieses „Wasserkopfes“. Wäre es nur auf Pommern beschränkt, so würde man auch nicht so viel darüber spotten. Überdies wird ein gebildeter Berliner diese Verwechslung nie begehen, wenn er nicht absichtlich Dialekt spricht, wozu nun einmal diese Umdrehung gehört. Logische „Unfähigkeit“ ist für ihn also daraus nicht abzuleiten.

b) Der Buchstabe g ist selbst in der „Theatersprache“ nicht eindeutig in Bezug auf den Laut, den er ausdrückt. Dieselbe schreibt vor: „König“ = König, und dies ist auch im Süden fast überall üblich (auch „wenich“). Der Schwabe spricht sogar mundartlich „Könichin“, und stets: Herzoch, Sacht (= Jagd), wogegen ihm die norddeutsche „Macht“ (= Magd) höchst lächerlich vorkommt. Im Fränkischen wird das g sogar zu sch: Morsche (oder Morje) = Morgen; heitisch — heilig. Und sonst ist es bei Millionen von Germanen (Norddeutschen, Holländern, Schweden) kein g-Laut, sondern ein weiches ch (Sachsen: gehen = gegen; allgemein: Burch = Burg; vgl. das uralte angelsächsische Lied von der Schlacht bei Brunnenburch); oder hartes ch (Westfalen: chut — gut; Holland: Chelderen = Geldern; Chott = Gott); oder es ist j (Schweden: Jefe = Gefle; rheinisch: jek = gek; und durch fast ganz Norddeutschland weiter östlich: jetan, gejen, oder schließlich jejen; und janz — ganz). Hätte Luther nicht, dem oberdeutschen Laut entsprechend, g geschrieben, als er das Neuhochdeutsche schuf, sondern dem Norddeutschen hier den Vorzug gegeben, so würde die deutsche Schriftsprache von j wimmeln. Und noch eines: im Angelsächsischen hat man für diesen weichen Laut vor e, i und y sogar ein besonderes Zeichen eingeführt; denn in dieser uralten Sprache wurde das „g“ vor den genannten Vokalen eben auch wie das deutsche j gesprochen. Es handelt sich hierbei also um keine „Angewohnheit“ des „dummen“ Berliner, sondern um uraltes Sprachgut, also um die von anderen Deutschen so eifersüchtig behütete „kulturelle Eigenart“, deren sicherster Ausdruck die Mundart ist. Auch der Norddeutsche hat eben die feinige! Die Torheit liegt auf seiten derjenigen, die ihn darum verspotten, nicht auf seiten dessen, der seine alten Laute noch spricht. Das Mundartliche besteht eben überall mit darin, daß, auch im Hochdeutschen der einzelnen deutschen Sprachgebiete, solch altes, ererbtes Stammesgut sich geltend macht.

c) Der Süden hat viel weniger Ohr für Fremdsprachen als der Norden und ist in der Nachahmung vieler Laute — Konsonanten wie Vokale — viel ungewandter. Auch in der Betonung des Französischen entwickelt der Süddeutsche bekanntlich gar keine Geschicklichkeit. Besonders auffallend ist auch sein Mangel an feinerem Gefühl in bezug auf die in der Schule Württembergs übliche böse Aussprache der klassischen Wörter, worin ein st vorkommt, von est (= ist) bis Aristoteles und Ästhetik, oder die Aussprache „Schäcksbier“ für Shakespeare, die in Südwestdeutschland Gemeingut geworden ist. Das sind Angewohnheiten, die kein großes Gefühl für die Grazie fremder Sprachen verraten. Aber das ang, eng und ong des „Berliner“ hat einen triftigen Grund. Es geht zweifellos auf die französische Mundart zurück, welche die Hugen-

notten Sprachen, die als Vertriebene häufig Hauslehrer oder auch Schullehrer wurden. Noch heute ist man in Arles in der „Provanghe“, und hört dort die Leute sprechen: „mäntenang“ (maintenant). Findet also hierin die „Unfähigkeit“ des Berliner, „richtig“ Französisch zu sprechen, eine sehr natürliche Erklärung, so ist überdies zu sagen, daß es auch hier wiederum nicht nur die „dummen“ Berliner oder „Preußen“ sind, welche diese Angewohnheit haben, sondern in ganz demselben Maße auch die Thüringer und die Sachsen.

Aus diesen Beispielen, deren Erörterung wegen des allgemeineren Interesses, welches sie haben, vielleicht erlaubt war, sehen wir, daß Wortgebräuche und mundartliche Eigenarten meistens geschichtlich oder physiologisch zu erklären sind. Was aber eine innere Begründung hat, ist nicht ohne weiteres falsch. Namentlich aber soll niemand mit Steinen werfen, der im Glashause sitzt.

Deshalb ist es widersinnig, einer gesunden und lebhaften Schwäbin, oder einer behägigen Badenserin, die im breitesten Dialekt über die ††† Preußen und Norddeutschen herzieht, Recht geben zu sollen, wenn sie deren „falsches“ oder „lächerliches“ Deutsch anfeindet, indem sie das Ihrige anwendet und für richtig hält. Es ist für mehr als fünfzig Millionen Deutsche höchst sonderbar, und für die Aussprache unserer Theater- und Schulsprache keineswegs maßgebend oder vorbildlich! Man könnte den Spieß schmerzlich umdrehen!

Aber gerade diese Dinge benutzt man im Süden als bequeme Handhabe, Berlin, Preußen, den Norden überhaupt lächerlich zu machen und seiner selbstgefälligen Geringschätzung damit Ausdruck zu verleihen. —

Selbsterkenntnis und richtige Selbsteinschätzung bei den Erwachsenen — was freilich Bildung voraussetzt, — ehrliche Selbstbefragung, ob sie das, worüber sie aburteilen, eigentlich selbst in seinem Wesen begreifen, wären die Grundlagen, die hier — anstatt der schlechten — zur besseren Gewohnheit führen müßten.

In diesem Geiste aber müßte die Kindererziehung zur nationalen Pflicht gemacht werden.

Die den Kindern sozusagen eingepfropfte Feindschaft gegen alle anderen, namentlich aber gegen den — nicht aus Gründen mangelnder Intelligenz! — so lange führenden und weitaus größten Teil der Nation ist eine große Untugend, und folgenschwer dazu. Sie entstammt wirklicher Unbildung. Sie ist aber mehr: alberne Oberflächlichkeit und eine politische Dummheit.

Denn wohin soll es führen, und welchen Zweck hat es eigentlich, sich immerfort zu brüsten, indem man die anderen mit Gift, Galle, Spott und Hohn befeindet und heruntersetzt, und bei Gelegenheit dann doch mit Schiller ruft: Seid einig?

Hier zeigt sich so recht unser kleinstaatliches Elend und unsere deutsche Gedankenlosigkeit, sowie der Mangel an nationalem Selbstbewußtsein gegenüber dem wirklich Fremden. Zusammengehörigkeit kann aus diesem Treiben in den Familien, an den Stammtischen und leider auch öfters in den Schulen, wo verbißene Lehrer ihrem unvergessenen 1866er Preußenhaß freien Lauf lassen, nie entstehen. Nur das Gegenteil. Und deshalb ist es Pflicht eines jeden Erwachsenen, der ein guter Deutscher zu sein bestrbt ist, und jeder Mutter, die beim Wiederaufbau und an der Gesundung Deutschlands mit-helfen will, im Sinne gut deutscher Kindererziehung das Beste zu leisten, und der

von ihren eigenen 1866er Eltern ererbten Feindseligkeit einmal den Todesstoß zu versetzen; aus menschlicher Vernunft und aus politischem Gewissen.

Dem es ist sinnlos, sich mit gutem Deutschtum und patriotischem Gefühl zu brüsten, und dennoch die Mehrheit der Deutschen, noch dazu meistens wegen nebensächlicher Dinge, in Grund und Boden zu verdonnern.

Zum guten Deutschtum und zur deutschen Treue gehört vor allem deutscher Gemeinfinn. Den muß die Familie pflegen. Tut sie das Gegenteil, so ist das gute Deutschtum nur eine Phrase ohne Sinn, und wenn die deutschen Kinder kein gutes Wort über große Teile der Reichsbevölkerung hören, sondern nur ständige Anfeindung, so wird die Treue ebenfalls schließlich ein leerer Wahn, und wir kommen schließlich zu einem 1866; d. h. das deutsche Volk wird schließlich wieder zum Verbrecher an sich selbst, was es schon so oft gewesen ist.

Wenn dem Ja! des Treubekenntnisses immer gleich das: Aber —! folgt, so ist und bleibt dieses das Wirksame. Wir müssen es daher streichen, und das zu Bejahende nicht nur als das Wichtigere anerkennen, sondern es auch so behandeln. Daher aber muß die Erziehung des Kindes mit der Selbsterziehung der Eltern beginnen. Wer die Bedeutung der hier behandelten Fragen für den nationalen Aufbau anerkennt, muß entsprechend handeln. Selbsterziehung tut nur dem Schwachen weh, und auch ihm bloß in der Einbildung.



Germanische Freilichtmuseen

Von Geh. Baurat K. Mühlke



Es ist bekannt, daß die Anlage von Freilichtmuseen zuerst und in bewußt völkischer Absicht in Skandinavien zur Ausbildung kam. Stockholm besitzt schon lange in seinem Skansen ein Freilichtmuseum, das vorbildlich gewirkt hat. Oberhalb des Stadtbildes, aber in nächster Nähe der Stadt gelegen, beherrscht es das Weichbild und die angrenzenden Wasserflächen. Gerade das, was dem Stadtbilde fehlt, die ländlichen Betriebe aus Dalarna, die ländlichen Betriebe aus dem Süden bis zum Norden Schwedens, werden durch Überführung entbehrlicher Bauten des Landes oder durch Nachbildung solcher zur Darstellung gebracht. Dabei ist Skansen zugleich ein zoologischer Garten mit der Einschränkung, daß nur national wichtige Tiere gehegt werden. Man sieht auch einen Stamm nomadisierender Einwohner, eine lappländische Familie mit Weib und Kind, ihrem Wirtschaftsbetrieb, den baulichen Einrichtungen für den Sommer und Winter, ein Vorratshaus aus Björkvik, die Firshütte eines Uhrmachers aus Mora in Dalarn, ein Ackerbau-